ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

1991–2021

Ich freu' mich auf Montag!

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt Oranienburg

caritas

Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

Werkstattladen

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg wurde aufgeschrieben von Frank Nussbücker, Autobiografiker.

1. Auflage

© Rohnstock Biografien, Berlin 2021
Breite Straße 2a, 13187 Berlin
Telefon 030 40 50 43 30
www.rohnstock-biografien.de

© Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg 2021
Berliner Straße 93, 16515 Oranienburg
Telefon 03301 52 39-0
www.caritas-werkstatt.de

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Herausgeber.

Idee und Konzept: Christoph Lau
Lektorat: Franziska Hoch und Harald Zimmermann
Gestaltung: Dirk Banowski

Druck: DRUCKZONE GmbH & Co. KG, Cottbus

Titelbild unter Verwendung eines Fotos der Caritas-Werkstatt im Gründungsjahr 1991.

Für den Inhalt zeichnen die einzelnen Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich. Sämtliche Fotorechte liegen bei der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg bzw. bei Angela Kröll, freie Fotografin.

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

1991–2021

Ich freu' mich auf Montag!

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt Oranienburg

caritas

cfj caritas Caritas-Werkstatt St. Johannesberg

Kapitel Sechs
Bildungsoffensive

192 Veränderung ist positiv *Daniel Vogt*
198 Jeden Tag entwickeln wir uns neu *Sabine Schrader*
202 Schön, dass nicht alles perfekt sein muss *Yvonne Möller*
207 Verbindungsmann zum Arbeitsmarkt *Alexander Pläp*
212 Zwischenruf *Vanessa Emmerich*
215 Zwischenruf *Uta Dombrowski*
216 Wow, hier passiert was! *Manuela Schreiter-Giebel*
225 Zwischenruf *Lara Bengs*

Kapitel Sieben
Plötzlich ist der Mensch wichtig

228 Essen bedeutet, Leute an einen Tisch zu bringen *Gerald Weber*
232 Plötzlich ist der Tag schon wieder vorbei *Andreas Johmann*
236 Ich freu' mich auf Montag *Matthias Dahlke*
241 Zwischenruf *Cindy Marschall*

Kapitel Acht
Die Caritas-Werkstatt in Zeiten von Corona

244 Unseren Beschäftigten fehlte der Treffpunkt *Marcel Teichmann*
245 Dreißig Prozent unserer Arbeitsleistung gehen an Corona *André Kerkow*
248 Alle kamen freiwillig auf Arbeit *Sabine Söhring*
248 Wir rücken zusammen, nicht auseinander *Gerald Weber*
249 Freude, wenn es funktioniert *Bettina Dahlke*
250 Corona hat mich geerdet *Enrico Branoner*
251 Das Lachen neu lernen *Manuela Schreiter-Giebel*

251 Flexibel bleiben, kreativ feiern *Rainer Schulz*

252 Einer für alle – alle für einen! *Katharina Riedel*

Kapitel Neun
Zukunft der Werkstatt – Zukunftswerkstatt

256 Volle Fahrt auf zwei Gleisen *André Kerkow*

258 Werkstatt ist so viel mehr! *Katharina Riedel*

265 Zwischenruf *Dominik Reese*

266 Was geht, was bleibt, was kommt? Ein Gespräch über die Zukunft
Rainer Schulz, Katharina Riedel

279 Zwischenruf *Katrin Dewitz*

Anhang

280 Zeittafel der Caritas-Werkstatt

284 Werkstatt-Information (1991)

JOSEPHUS I CAMPUS

Kapitel Sechs

Bildungsoffensive

links Der Berufsbildungsbereich Campus Q im Josefhaus

oben Arbeitsbereich Demontage in der Zweigwerkstatt am Heidering

Veränderung ist positiv

Daniel Vogt

Im November 2009 fing ich in der Werkstatt als Leiter des Berufsbildungsbereichs an. Das blieb ich gut acht Jahre lang, anschließend fungierte ich zwei Jahre als Fachdienstleiter der Werkstatt.

Ich stamme aus Berlin. Als ich 2009 nach Oranienburg kam, hatte ich zu der Stadt kaum eine Beziehung. Ich verband Oranienburg vor allem mit den Fliegerbomben aus dem Zweiten Weltkrieg. Bei einer meiner Ausbildungen hatte ich eine Kollegin aus Oranienburg, von ihr hörten wir ein ums andere Mal: »Kann ich bei dir pennen? Meine Wohnung liegt wieder mal im Sperrkreis der Bombenentschärfung, und ich kann nicht nach Hause.«

Das war für mich Oranienburg. Nach meinem Eintritt in die Werkstatt erlebte ich dieses Katastrophen-Thema hautnah mit. Ich war ein paar Monate hier, da stand »meine« erste

Sprengung an. Nichtsahnend saß ich in einem Meeting, als es auf einmal laut rummste. Die Erschütterung ging mir durch den ganzen Körper. Ich erschrak mächtig.

Nicht lange, da wurde die Werkstatt als Ort gelistet, an dem die Leute aus dem Sperrkreis aufgenommen werden. Als es wieder so weit war, karrten sie alles an Menschen aus Oranienburg zu uns, was irgendwie ging. Reihenweise fuhren Behindertentransporte vor, dazu luden sie ein ganzes Seniorenheim bei uns ab. Teilweise fuhren sie die Leute im Rollstuhl ins Gebäude, kippten sie aufs Sofa und nahmen den Rollstuhl wieder mit. Am Ende konnten wir kein Mineralwasser mehr anbieten, weil unser Vorratslager komplett leergetrunken war! Alle waren damit beschäftigt, sich um die Senioren und die anderen Evakuierten zu kümmern. Parallel dazu arbeitete der Fachdienst auf Hochtouren, der wiederum viel mit der Organisation des Fahrdienstes zu tun hat. Auch in einer derartigen Situation müssen die Beschäftigten ja gefahren werden. Allerdings kamen die Autos kaum durch, weil ringsumher viele Straßen gesperrt waren. Diese Sperrkreis-Geschichte wurde für uns zum Dauerthema.

Damit nicht genug, erlebte Oranienburg Anfang Juli 2017 nach kräftigen Unwettern eine wahre Sintflut. Wir hatten an jenem Tag Leitungsrunde am Heidering. Die meisten Kollegen und Kolleginnen fuhren anschließend nach Hause, ich musste jedoch noch mal in die Hauptwerkstatt. Es regnete und regnete, und plötzlich stand das Wasser in unserem Flur. Der über hundert Meter lange Gang wurde regelrecht geflutet. Wir versuchten, die Außentüren abzudichten, durch die das Wasser eindrang, doch das klappte nicht, das Wasser lief weiter ins Gebäude.

Im Förderbereich gibt es einen geschlossenen Lichthof, der auf zwei Seiten mit Glastüren versehen ist. Das Wasser stieg und stieg, am Ende hatte sich der gesamte Lichthof in ein Aquarium verwandelt. Zwei, drei Kollegen wateten darin herum und mühten sich, die Glastüren abzudichten, damit das ganze Wasser nicht weiter in die Gänge drang, was ebenfalls misslang.

Ein paar Gruppenleiter und ich versuchten, die verbliebenen Beschäftigten irgendwie nach Hause zu bekommen. Unser Fahrdienst konnte nicht mehr fahren, weil sämtliche Fahrzeuge im Wasser standen. Selbst die Telefonleitungen waren ausgefallen. Also improvisierten wir. Die Fahrdienste stiegen teilweise auf private Autos um und nahmen

Bewohner mit, die eigentlich nicht zu ihren Touren gehörten. Auch die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen brachten die Leute nach Hause. Zusammen mit einem Bewohner, der mit Sauerstoff versorgt werden musste, landete ich schließlich im Krankenhaus. Seine Sauerstoffflasche war leer, und wir hatten keinen Ersatz. Ich saß mit ihm in der Rettungsstelle, er angeschlossen an eine riesige Sauerstoffpumpe, bis wir irgendwie organisierten, dass er heimkam. Am Ende gelangten alle halbwegs unversehrt nach Hause. Andern-tags gingen wir gemeinsam ans Reparieren und Aufräumen. Herr Lau spendierte einigen besonders engagierten Kollegen und Kolleginnen einen Tag Sonderurlaub. Bei alldem beeindruckte mich tief, wie selbstlos sämtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen mit anpackten.

Generell erlebte ich in der Werkstatt eine sehr bewegte Zeit. Wir alle steckten eine Menge Leidenschaft hinein. Der Berufsbildungsbereich war viele Jahre mein absoluter Schwerpunkt, und ich glaube, wir entwickelten uns dort alle miteinander weiter und stellten einiges auf die Beine. Der eigentliche Impuls für die Neugestaltung der beruflichen Bildung kam 2010 von politischer Seite. Die Werkstätten erhielten die Anweisung, dass sich ihre Berufsbildung fortan an den Standards des Ersten Arbeitsmarkts zu orientieren hätte.

Die entsprechenden Bereiche zeigten sich in Deutschland bis dahin als bunter Strauß. Das begann schon bei der Frage: Was ist überhaupt ein Berufsbildungsbereich? Die Antwort darauf sah in jedem Bundesland, ja, in jeder Werkstatt völlig anders aus. Manche nahmen dieses Thema sehr ernst, andere überhaupt nicht. Teilweise gab es gar keinen wirklichen Berufsbildungsbereich. Bei uns in Oranienburg hatte dieser schon immer existiert, sogar mit separatem Gebäude, eigenen Teams und den entsprechenden Lehrgängen. Schon bevor ich kam, war die Caritas-Werkstatt – zumindest aus meiner Sicht – innovativer als die meisten vergleichbaren Institutionen in der Region.

Mit der 2010 erteilten Anweisung war uns klar: Wir müssen besagten Forderungen entsprechende Ausbildungsgänge schaffen! Das umzusetzen, darum rangen wir jahrelang auf allen Ebenen. Unter den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gab es reichlich Widerstand, in der Leitung ebenfalls. Keiner konnte sich so richtig vorstellen, dass es möglich ist, in Werkstätten mit geistig behinderten Menschen berufliche Bildung zu etablieren, die ähnlich strukturiert ist wie in der Wirtschaft.

Etwa 2014 gab es eine Überprüfung, die für uns nicht sonderlich erfolgreich verlief. Es handelte sich um das jährlich stattfindende externe Audit, eine Qualitätsprüfung, bei der geschaut wird, ob wir nach den gültigen Standards arbeiten. Nach dem Audit wurden uns endlich auch Mittel aus dem Werkstatthaushalt zur Verfügung gestellt, um die an uns gerichteten Forderungen umzusetzen. Recht bald stellten wir jedoch fest: Wir bekommen das alleine nicht auf die Kette, weil es einfach viel zu viel Arbeit ist. Um die geforderte berufliche Bildung zu etablieren, brauchten wir Partner. Aus diesem Grunde erwogen wir, uns dem bundesweiten Bildungsprojekt der Neuen Bildungssystematik (NBS) anzuschließen.

Bevor wir uns endgültig entschieden, besuchten wir bundesweit Messen und andere Werkstätten und guckten uns vor Ort gute Beispiele an und mitunter weniger gute. Danach waren wir hin und her gerissen zwischen der NBS und einem anderen System. Erinnere ich mich richtig, kam dieses von der Arbeitsgemeinschaft pädagogischer Systeme (agps).

links Unwetter und Wasserschäden (2017)

Zusammen mit Herrn Lau fuhr ich zur Werkstätten-Messe nach Nürnberg, wo sie das System vorstellten. Der Vortrag erwies sich jedoch als Reinfall. Die agps präsentierte ihr

System, welches mich vom Ansatz her ebenfalls begeistert hatte, als wäre berufliche Bildung alles andere als eine spannende Sache. Nach dem Vortrag setzte ich mich noch lange mit dem »Erfinder« des Systems zusammen und ließ mir alles erläutern.

Auf der Rückfahrt im Zug hatten Herr Lau und ich beide Verträge vor uns liegen und überlegten hin und her: Mit wem arbeiten wir hier zusammen? Letztendlich entschieden wir uns aufgrund der offensichtlichen praktischen Anwendbarkeit für die Verbindung zur KKA, der Kasseler Kompetenz Analyse. Wir trafen diese Entscheidung aus dem Bauch heraus. Damit lagen wir zumindest hier genau richtig.

Die Neue Bildungssystematik ist äußerst praxisbezogen. Dem anderen System merkte man an, dass es hauptsächlich von Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen erarbeitet worden war; es kam sehr theoretisch daher, längst nicht so handfest wie die NBS. Diese ist stark auf konkrete Handlungsschritte bezogen, ausführlich bebildert, in leichter Sprache gehalten und orientiert sich direkt an praktischen Tätigkeiten. Sie basiert unter anderem auf der Kasseler Kompetenz Analyse, mit der wir bereits arbeiteten.

Dem Ganzen liegt eine Software zugrunde, in der wir alle von uns erarbeiteten Materialien hinterlegten und die von anderen Werkstätten erarbeiteten Unterlagen einsehen konnten – ein weiterer Pluspunkt für die NBS. Auf Grundlage der KKA stellten wir für die Kostenträger die Fähigkeiten unserer Leute dar, schrieben unsere Berichte und planten letztlich die gesamte Berufsbildung.

Dem Verbund gehörten etwa zwanzig Werkstätten aus dem gesamten Bundesgebiet an, die nun gemeinsam die erforderlichen Bildungsmaterialien entwickeln und miteinander teilen konnten. Dadurch war die Arbeit auf viele Schultern verteilt, und wir konnten einander Impulse geben. Wir lernten eine Menge dabei. Wie ich es sehe, sind die Strukturen des Campus Q noch heute in etwa so, wie wir sie damals geschaffen haben.

Campus Q steht für den neuen Berufsbildungsbereich der Werkstatt. Vor allem ist damit ein verstärktes Augenmerk auf die Qualität der Dienstleistung Berufliche Bildung gerichtet. Ich bin noch heute stolz darauf, wie wir es geschafft haben, den Berufsbildungsbereich neu aufzustellen. Außerdem pushten wir das Jobcoaching, heute das Arbeitsfeld von Alexander Pläp.

rechts Systematische berufliche Bildung

Bis heute ist mir klar: In diesen Punkten waren wir schon damals innovativ und gut. Zu diesem Schluss komme ich auch, weil ich 2020 die Werkstatt verließ und seither bei der Lebenshilfe in Berlin arbeite. Vor Corona war ich mit den dortigen Integrationsbemühungen konfrontiert und musste innerlich schmunzeln, weil ich sah, dass wir in der Caritas-Werkstatt bereits vor etlichen Jahren wesentlich weiter gewesen waren.

Charakteristisch für die Werkstatt war und ist dieses permanente Sichentwickeln. Es gibt praktisch keinen Stillstand. Etwa vier Wochen nachdem ich angefangen hatte, machte der Heidering auf, die erste große Zweigstelle. Dort bauten wir Faktor C auf. Etwa ab 2014 begannen wir im Josefhaus in der Nähe der Hauptwerkstatt, den neuen Berufsbildungsbereich Campus Q zu entwickeln. Das Josefhaus ist das älteste Gebäude auf dem Campus St. Johannesberg. Wir investierten viel Geld, um das Gebäude so zu sanieren und umzubauen, dass es genau ins System passte. So gestalteten wir zum Beispiel einen Riesenraum zur Lerninsel um. Wir visualisieren damit: Auch für die theoretische Bildung gibt es bei uns einen großen, weiträumigen Ort.

Die Grundhaltung in der Werkstatt, wie ich sie in all meinen Jahren dort erlebte, lautet: Keiner hat Angst vor Veränderungen! Ich glaube, achtzig Prozent der Menschen möchten eigentlich nicht, dass etwas anders wird. In der Werkstatt jedoch fand ich Veränderung stets positiv besetzt. Sowohl im Fachdienst als auch im Berufsbildungsbereich hatten wir ein gutes Gespür für Innovation – also dafür, wann und wo es wichtig ist, beherzt den nächsten Schritt zu gehen.

Jeden Tag entwickeln wir uns neu

Sabine Schrader

Ich bin Thüringerin und komme aus Meiningen. 1996 zog ich nach Oranienburg, weil die damalige Werkstattleiterin Frau Sauer zusammen mit Frau Schulze vom Fachdienst in der Berliner Stadtillustrierten Zitty annonciert hatte: Die Caritas suche einen Gruppenleiter mit Grundberuf im Handwerk. Ich hatte gerade meine Ausbildung als Heilerziehungspflegerin in Nordhausen abgeschlossen. Mein Bruder wohnte in Berlin, las die Stellenanzeige und leitete sie an mich weiter. Daraufhin bewarb ich mich und wurde zum Bewerbungsgespräch eingeladen. Es fand in der Berliner Straße 60 A statt, wo die Verwaltung saß. Frau Sauer und Frau Schulze teilten sich hier ein kleines Büro.

Sie entschieden sich für mich, und ich begann als Gruppenleiterin in der Montage. Mein erster Arbeitsplatz befand sich in der Hildburghausener Straße in einer Baracke, die heute nur noch wenige kennen. Anfangs waren wir vier Kollegen und Kolleginnen vor Ort, dazu einige Beschäftigte.

rechts Mittagspause im Freien. Sabine Schrader mit ihrer Arbeitsgruppe (1996)

Vor der Baracke, Hildburghausener Straße

Die Baracke stand auf Betonfüßen. Ging jemand den Flur entlang, vibrierte der gesamte Boden, und die Pappwände wackelten. Ständig waren die Toiletten verstopft. Dann rückte unser Hausmeister Carsten Beyer an, um uns zu retten. Manchmal dauerte es eine Weile, bis er eintraf, da er für alle Standorte zuständig war und sie irgendwie am Laufen hielt. Anfangs hatten wir in unserer Baracke nicht mal ein Telefon, die Leitung wurde erst später verlegt. Auch das System der Klientendokumentation nahm erst nach und nach Fahrt auf.

In der Hildburghausener Straße banden wir Kabelbäume für Stromzähler. Dazu mussten die Kabel zunächst abisoliert, mit einer Öse versehen und anschließend zusammengebunden werden. Elektromontage nannte sich das Ganze. Vor Ort gab es eine kleine Ausgabeküche. Wir bekamen das Essen angeliefert und teilten die Mahlzeiten in einem kleinen Raum aus, der mit Tischen vollgestellt war. Hier aßen wir eng an eng oder kochten Kaffee.

Von der Hildburghausener zog ich 1998 zusammen mit meiner Kollegin Eva-Maria Göbel in die Freienwalder Straße um. Das war ebenfalls eine Außenstelle, die Hauptwerkstatt wurde gerade gebaut. Am neuen Ort betreuten wir zwanzig Beschäftigte. Wir waren eine gemischte Arbeitstrainings- und Montagegruppe. Berufliche Bildung bedeutete

seinerzeit, den Beschäftigten die Möglichkeit zu geben, Strukturen der Arbeitswelt kennenzulernen und einzelne Arbeiten zu erlernen.

Meine Kollegin und ich sahen die dringende Notwendigkeit, die Betreuung der uns anvertrauten Beschäftigten zu intensivieren. In den üblichen Arbeitsgruppen mit zwölf Leuten war das nicht zu machen. Zusammen mit Herrn Lau vom Fachdienst erarbeiteten wir das Konzept dafür. Ab 2001 verantworteten wir die geschützten Plätze, heute B-Plus.

Zwei Jahre später zogen wir in die Bernauer Straße, wieder in eine Außenstelle. 2005 wurde diese geschlossen, denn die dritte Arbeitshalle der Hauptwerkstatt sowie die Räume des Fachbereichs Berufliche Bildung waren fertiggestellt. Von 2000 bis 2004 war dieser Fachbereich in einzelnen Räumen der Hauptwerkstatt verteilt gewesen. 2004 zogen wir mit den geschützten Plätzen ins Josefhaus.

Nach vier Jahren Elternzeit fing ich 2010 wieder im Josefhaus in der beruflichen Bildung an. Inzwischen boten wir vier Lehrgänge an: Holz/Metall, Hauswirtschaft, Garten und Werbemittel, jeweils mit einer Länge von drei Monaten. Im zweiten Jahr begann der Aufbaukurs mit Praktika im Arbeitsbereich.

Unser Kollektiv war immer bestrebt, die Arbeit zu strukturieren und weiterzuentwickeln. So entwarfen wir verschiedene Ideen und probierten viel aus, bis wir zum jetzigen Konzept fanden. Inzwischen haben wir eine Art Berufsschulunterricht entwickelt, den jede und jeder unserer Beschäftigten gern besucht – egal, wie schwer es ihr oder ihm fällt. Einfach deshalb, weil sich der Lehrer oder die Lehrerin damit auseinandersetzt: Was geht, was geht nicht?

Zusammen mit Daniel Vogt haben wir uns in den letzten elf Jahren enorm entwickelt. Wir arbeiten mit Qualifizierungseinheiten, durch welche die einzelnen Bildungsmodule vermittelt werden. Alle zusammen ergeben ein breites Spektrum. Die Theorie bildet inzwischen einen wichtigen Bestandteil im Berufsbildungsbereich – und dazu kommt die Praxis.

Wie wir die berufliche Bildung am Anfang gestaltet haben, war aus meiner Sicht völlig richtig. Das Ganze entwickelte sich aber weiter. Die große Frage, der wir uns stets zu

stellen haben, lautet: Wie sollte sich berufliche Bildung für Benachteiligte verbessern? Sie zu beantworten, lohnt sich immer wieder, denn an jedem Tag entwickeln wir uns neu! Die Kollegen und Kolleginnen haben ständig neue Ideen, und auch technisch geht es stets voran. So bekamen wir zum Beispiel kürzlich Tablets, um zu arbeiten – während wir am Anfang noch mit Kreidetafeln hantiert haben.

Insgesamt wird jetzt viel klarer, dass wir in der Werkstatt einen Bildungsauftrag haben. Der ist – zumindest aus meiner Sicht – inzwischen intensiver und enger gestrickt. Heute gleicht unser Angebot dem einer Berufsschule.

Zu uns kommen die Leute nach der Schule oder vom Ersten Arbeitsmarkt, bei denen eine Eignung für die Werkstatt festgestellt wurde. Zunächst durchlaufen sie das dreimonatige Eingangsverfahren, bei dem sie unsere drei Lehrgänge kennenlernen: Gastronomie & Service, das Grünteam sowie Rad & Tat. Vier Wochen lang können die Beschäftigten jeweils alles ausprobieren. Dann entscheiden sie sich für einen Lehrgang und bekommen dort fundiertes Wissen vermittelt.

Die Arbeit in der Werkstatt bedeutet für uns alle ein stetiges Lernen. Immer wieder stehen wir vor neuen Herausforderungen, die unsere Kollegen und Kolleginnen gerne annehmen. Die genannten Lehrgänge gehören zu den Strukturen, die wir in den letzten elf Jahren geschaffen haben. Jeder Bereich besitzt mittlerweile seine eigene Arbeitskleidung, und die Beschäftigten sind klar zuzuordnen: Das Grünteam trägt grüne Sachen, Rad & Tat hat schwarze Kleidung, Gastronomie & Service rote Jacken und T-Shirts.

Bei uns verbleiben die Leute in den ersten zwei Jahren, anschließend wechseln sie in den Arbeitsbereich. Da alle zunächst unseren Bereich durchlaufen, kennen wir viele Beschäftigte mit Namen und sie uns. So ist der Kontakt auch später noch einfach. Das finde ich wirklich schön. Zeigt es doch, dass wir einander nicht vergessen haben.

Schön, dass nicht alles perfekt sein muss

Yvonne Möller

Ich arbeite seit 2014 in der Caritas-Werkstatt. Zuvor war ich als gelernte Köchin und Restaurantfachfrau einige Jahre in der Benachteiligten-Förderung tätig. Dort führte ich berufsvorbereitende Maßnahmen durch und bildete Beiköche sowie Helfer im Gastgewerbe aus. Im Zuge der Inklusion gab es meine Stelle irgendwann so nicht mehr. Die Leute sollten alle in Betrieben arbeiten, unsere geschützten Küchen und gastronomischen Einrichtungen wurden geschrumpft. Also schaute ich mich nach Alternativen um.

Der damalige Küchenchef der Caritas-Werkstatt war, genau wie ich, im Verein der Ruppiner Köche aktiv. So kamen wir ins Plaudern, und er meinte irgendwann in der Vorweihnachtszeit: »Bei uns ist gerade 'ne Stelle frei geworden. Wenn du dir das vorstellen kannst, bewirb dich doch.«

Ich komme aus Neuruppin, und so überlegte ich: Möchte ich jeden Tag fünfzig Kilometer zur Arbeit fahren? Am Ende entschied ich mich, es mit der Bewerbung zumindest zu versuchen. Gesagt, getan. Das Bewerbungsgespräch verlief ganz normal. Wir vereinbarten einen Hospitationstag, bei dem wir uns gegenseitig kennenlernen konnten und ich einen kurzen Einblick in das tägliche Geschehen gewann. Zunächst arbeitete ich in der Kantine. Ich war zuständig für den Speiseraum und die kleine Verkaufsstelle. Das bedeutete: Frühstück vorbereiten, Tagesangebote herausgeben und dergleichen mehr.

Da ich aus der Benachteiligten-Förderung komme, war mir der Umgang mit gehandicapten Menschen nicht völlig neu. Bei meinen früheren Klienten hatten Lernschwächen und nicht selten das soziale Umfeld im Vordergrund gestanden. Mit größeren Lernbeeinträchtigungen und anderen Handicaps hatte ich es dabei nicht zu tun bekommen. Meine Hauptaufgabe hatte darin bestanden, die Menschen bis zur Prüfung zu bringen. Diesem Druck war ich hier in der Werkstatt nicht mehr ausgesetzt. Dennoch hatte ich noch immer die Einstellung verinnerlicht: »Nun mal zack, zack, fertig werden! Wie siehst du überhaupt aus? Zieh dich erst mal ordentlich an!« Bei der Caritas musste ich mir erst einmal darüber klarwerden, wie weit ich von dieser Einstellung ablassen kann. Leicht fiel mir das in meinem ersten Jahr hier nicht.

Nach einem Jahr wurde ich gefragt, ob ich in die berufliche Bildung wechseln wolle. Das war ohnehin mein Metier, also freute ich mich über diese Möglichkeit. Schließlich ging es auch hier wieder darum, zumeist jungen Leuten etwas mitzugeben. Anderen Menschen Richtlinien und Werte zu vermitteln, war schon immer mein Bestreben.

Was ich nun mehr und mehr lernte, war, mit Ruhe an die Dinge heranzugehen, die Menschen richtig ankommen und bestimmte Dinge einfach mal geschehen zu lassen. Ich bin ziemlich perfektionistisch, meine Kolleginnen werden das nicht abstreiten. Mittlerweile aber erleben wir so manche Situation, in der wir gemeinsam herzlich darüber lachen können.

Letztes Jahr unternahmen wir mit den Beschäftigten eine Fahrradtour, bei der es auch ein Picknick geben sollte. Das musste natürlich entsprechend vorbereitet werden: Jeder

Beschäftigte sollte einen Lunchbeutel bekommen, gefüllt mit Obst und geschmierten Brötchen.

Frau Riedel und Frau Schrader fragten sofort: »Können wir dir dabei helfen?«

»Klar!«, erwiderte ich, und wir legten los: Jede Menge Brötchen aufschneiden, schmieren und unterschiedlich belegen. Schließlich kommt noch schön ein Salatblatt dazwischen, alles ganz akkurat. Die beiden Frauen legten los, und bopp, bopp, bopp war überall Salat drauf.

»Das sind doch keine Salatbrötchen!«, wies ich sie zurecht. »Ein perfekt belegtes Brötchen wird von beiden Seiten gebuttert, dann wird die untere Seite mit einem Salatblatt versehen. Aber nicht zu viel Salat! Er wird labberig und dient generell eher der Dekoration als dem Nährwert.«

Meine Kolleginnen taten, wie von mir geheißen, und irgendwann, klapp, klapp, klapp, waren die Brötchen fertig. Ich entdeckte sofort: »Um Himmels Willen, da liegen ja zwei Oberhälften und da zwei Unterhälften aufeinander. Das geht doch nicht!« Manche dieser misslungenen Paare waren sogar schon verpackt. Alles wieder auszupacken, kam nicht infrage. So musste oder konnte ich wieder über meinen Schatten springen und ließ es einfach zu.

Am Ende blieben alle Brötchen so, wie sie waren. Lustig war, als das Ganze unseren Ausflüglern auffiel. »He, ich habe ja zwei Unterhälften!«, bemerkte einer, »das ist ja komisch!«

Ein anderer frohlockte: »Ich liebe sowieso mehr die Oberhälften! Wie schön, dass ich jetzt zwei davon habe!«

Durch solche kleinen Dinge lerne ich immer wieder neu, mit den Gegebenheiten umzugehen. Ich erfuhr, dass es einfach schön ist, Dinge geschehen zu lassen, und weiß mittlerweile, dass nicht alles perfekt sein muss. So ist es eben, wenn man wie ich aus einer Küche kommt, in der nach außen hin immer alles seine perfekte Ordnung haben muss – der Gast bezahlt schließlich dafür. Für mich ist »der Gast« noch immer ganz wichtig, ob

es nun ein Promi oder ein Beschäftigter ist. Freut sich jemand über zwei Brötchen-Oberhälften, dann schlucke ich zwar, kann mich aber inzwischen mitfreuen. Dann trete ich einen Schritt zurück und sage mir: »Okay, es kann auch mal anders gehen.« Das ist für mich eine tolle Erfahrung.

Im Berufsbildungsbereich sind wir ein kleines Team von vier, mit dem Fachdienst fünf Leuten. Zu ihm gehören der Gruppenleiter Rad & Tat, der vom Grünteam und ich als Gruppenleiterin des Lehrgangs Gastronomie & Service. Sabine Schrader verantwortet die Bildungsbegleitung, und Sabrina Hirschfeld fungiert als Leiterin von Campus Q. Ist einer von uns im Urlaub oder krank, übernimmt Sabine die Vertretung. Dass sie tatsächlich in allen Bereichen in der Lage ist, einzuspringen, finde ich toll! Außerdem organisiert sie Praktika für die Beschäftigten, wenn die Zeit dafür heran ist. Wir sind alle eng vernetzt und bilden ein tolles Team, das ich nicht mehr missen möchte.

Früher, als ich in der Wirtschaft gearbeitet habe, hatte ich den Auftrag, alles mehr oder weniger ins rechte Lot zu rücken. Die mir anvertrauten Menschen sollte ich dazu bringen, dass sie ihre Prüfung bestehen, die darüber entschied, ob sie diesen Beruf ausüben durften oder nicht. Das Private stand dabei nie im Vordergrund. Vielmehr ging es darum, dass alles korrekt zuging. Dazu gehörte eben auch, wie und in welcher Reihenfolge man ein Brötchen ordentlich belegt.

Zumindest hierbei hat sich für mich tatsächlich vieles gewandelt. Ich verstehe mich nicht mehr allein als Gruppenleiterin, sondern mindestens ebenso sehr als Sozialarbeiterin. Oft rufen uns besorgte Eltern von Beschäftigten an, weil das Kind zu Hause geweint hat und erst mal ein Gespräch braucht oder einfach mal in den Arm genommen werden will. Das war völlig neu für mich! Ich stand den Beschäftigten anfangs eher hilflos gegenüber und dachte bei mir: Nicht weinen, nicht weinen – ach, was mach ich denn jetzt?

Inzwischen gucke ich den mir anvertrauten Menschen an und versuche herauszubekommen: Was ist denn bei dir heute los? Dieses Gespür zu entwickeln, hat mich bereichert. Es ließ mich weicher werden. Erst vor Kurzem gab ich schweren Herzens eine Beschäftigte ab, die in den Arbeitsbereich Interne Dienste wechselte. Sie ging mit Tränen in den Augen und schrieb mir einen so schönen Brief. Darin dankte sie mir mit lieben Worten, dass ich für sie und auch für ihre Mutti immer da gewesen sei. Das berührte mich tief.

Die Sorgen der Beschäftigten waren mitunter auch die Sorgen der Mutter. Eine Beschäftigte klagte – anfänglich häufiger, mit der Zeit immer weniger – über Unwohlsein, rief zu Hause an und wollte gern abgeholt werden. Nach dem Telefonat klingelte dann mein Telefon, und die besorgte Mutter fragte mich, wie ich die Sache denn einschätzte. Zumeist kamen wir überein: »Wir gucken erst mal, ob sie wirklich nach Hause muss.« Dann bekam die junge Frau von mir erst mal einen Tee und eine Wärmflasche – eben eine Portion Fürsorge extra – und der Tag in der Werkstatt wurde schließlich doch noch schön.

Bei einem jungen Mann, der aus der Schule zu uns gekommen war, wusste ich zunächst gar nicht, wie ich mit ihm umgehen soll. Oft war er nicht aufzufinden, und ich musste ihn suchen. Meist fand ich ihn im Wäscheraum. Er saß in der Ecke hinter der Tür und traute sich nicht hervor. Ich wusste nicht: Was mache ich jetzt mit ihm? Irgendwann kam er Schritt für Schritt ein bisschen dichter heran, trat auf mich und die anderen zu. Am Ende, als er den Berufsbildungsbereich verlassen musste, verlor auch er ein paar Tränchen. Inzwischen war er nicht mehr in sich gekehrt, sondern sang manchmal aus voller Kehle – so schön falsch, dass ich mitunter Einhalt gebieten musste: »Nu mach mal ein bisschen ruhiger.«

So gibt es viele schöne Erinnerungen an die relativ kurze Zeit von zwei Jahren und drei Monaten, welche die Leute bei uns im Berufsbildungsbereich verbringen. Man lernt sich richtig kennen und formt einander ein bisschen, in beide Richtungen. Bei uns geht es in erster Linie nicht nur um die Bildung, sondern auch um dieses Ankommen, das Miteinandersein, darum: Wie gehe ich mit wem um, wen lerne ich wie schätzen? Das ist eine tolle Sache.

Manche möchte man an seiner Seite behalten, und bei anderen ist es in Ordnung, wenn sie gehen. Aber gut, für solche Gefühlsregungen sind wir Menschen.

Verbindungsmann zum Arbeitsmarkt

Alexander Pläp

2011 zog ich mit meiner damaligen Freundin und heutigen Ehefrau nach Oranienburg. Sie kommt von hier, und ihr Vater arbeitet als Gruppenleiter in der Caritas-Werkstatt. Dadurch lernte auch ich die Werkstatt kennen. Ich hatte mit meinen 36 Jahren ein Studium der Rehabilitationspädagogik an der Humboldt-Universität zu Berlin in Angriff genommen und befand mich im dritten Semester.

Im vierten Semester absolvierte ich ein Praktikum im Berufsbildungsbereich der Caritas-Werkstatt bei Daniel Vogt. Es war genau jene Zeit, als die Arbeitsagentur forderte, die Ausbildung in den Berufsbildungsbereichen abzugleichen. Ich hantierte viel mit Excel-Tabellen, in denen es darum ging: Das kann der Beschäftigte, dann macht man ein Kreuz.

Es war mein erster direkter beruflicher Kontakt mit der Werkstatt, und ich arbeitete mich ein wenig in die Materie ein. Mein Praktikum dauerte knapp fünf Monate. Mir gefiel der

Bereich, und ich hätte gern sofort dort angefangen. Das war jedoch nicht möglich. Stattdessen arbeitete ich ab 2013 in der ambulanten Betreuung im Caritas-Wohnen, bis Mitte 2015 als Minijob, dann auf freiberuflicher Basis. Hier unterstützte ich unter anderem Menschen mit Behinderung, die außerhalb des Campus' wohnten und in der Werkstatt arbeiteten. Das Ganze lief vor allem in den Nachmittagsstunden oder am Wochenende. Ich begleitete die mir anvertrauten Beschäftigten zu Freizeitaktivitäten wie Konzert- oder Discobesuche, Bowling, Fahrradtouren oder auf Ausflügen nach Berlin. Zudem unterstützte ich sie im Haushalt. Durch diese Arbeit hielt ich den Kontakt zur Werkstatt. Zeitgleich führte ich mein Studium fort.

»Hast du vielleicht Lust, bei uns als Fachkraft für berufliche Integration anzufangen?«, fragte mich Daniel eines Tages, und ich nickte.

Reinhard Sprang, der diese Stelle bislang mit sechzehn Stunden besetzt hatte, hatte die Werkstatt verlassen. So also stieg ich im September 2016 mit ebenfalls sechzehn Stunden auf freier Basis ein. Derweil saß ich an meiner Bachelorarbeit, die mich noch bis 2018 beschäftigen sollte. Ich betreute einen Rollstuhlfahrer in Berlin als persönlicher Assistent, was meine sozialversicherungspflichtige Hauptbeschäftigung war. Siebenmal im Monat versah ich einen 24-Stunden-Dienst.

Zwei Jobs, Familie und meine Abschlussarbeit unter einen Hut zu bekommen, bedeutete eine ordentliche Herausforderung. Ich freute mich jedoch, in der Werkstatt zu sein, weil ich hier wirklich sehr gern arbeitete.

Im August 2018 schloss ich mein Studium ab, und seit 2019 bin ich in Vollzeit für die Caritas-Werkstatt als Jobcoach tätig. Daneben arbeite ich im Fachdienst mit, bei dem man die sozialpädagogische Begleitung der Beschäftigten in mindestens einem Bereich der Werkstatt übernimmt. Für die ausgelagerten Arbeitsplätze bin ich sozusagen Fachdienst und Gruppenleiter in einer Person.

Dass ich bei meinem ersten Kontakt mit der Caritas-Werkstatt selbst Praktikant war, finde ich ganz witzig. Schließlich kümmere ich mich heute um ebensolche Praktika für unsere Beschäftigten. Kommt jemand zu mir und sagt: »Ich möchte gern außerhalb der Werkstatt arbeiten«, gucken wir zusammen, wo das möglich ist. Mitunter muss ich neu

recherchieren, ein anderes Mal greife ich auf mir bekannte Betriebe zurück. Haben wir etwas Passendes gefunden, bereite ich alles Weitere vor, kümmere mich um das Administrative und begleite den Beschäftigten zum Erstgespräch und dann während seiner gesamten Praktikumszeit.

Obgleich ich anfangs über sehr wenig Erfahrung in diesem Bereich verfügte, funktionierte das Ganze von Beginn an recht gut. In den meisten Betrieben haben sie durchaus Respekt vor Menschen mit Behinderung, die meisten anderen entwickeln diesen zusehends.

Im Normalfall verrichten die Beschäftigten in den Unternehmen Tätigkeiten im Helferbereich. Ich habe jedoch auch einen gelernten Fachinformatiker für Anwendungsentwicklung mit einer starken psychischen Behinderung, den ich in einem kleinen Softwareunternehmen auf einem ausgelagerten Arbeitsplatz unterbringen konnte. Er verblieb also nach dem Praktikum unter Werkstattbedingungen in der Firma. Das war in seinem Fall wie gesagt eine kleine Softwarefirma mit drei Mitarbeitern; in einem großen Betrieb hätten wir ihn angesichts seiner Grunderkrankung sicher nicht unterbringen können.

Aus einem Praktikum kann unter Umständen auch eine nachfolgende Ausbildung im Berufsbildungswerk resultieren. Im letzten Herbst absolvierte hier eine Beschäftigte, die zuvor bereits zehn Jahre in der Werkstatt gearbeitet hatte, eine Ausbildung als Fachpraktikantin im Verkauf. Mittlerweile hat sie diese erfolgreich abgeschlossen und arbeitet jetzt auf dem Ersten Arbeitsmarkt als Verkäuferin. Eine andere Beschäftigte arbeitet nach einem Praktikum in einem Integrationshotel.

Andere kommen nach ihrem Praktikum in die Werkstatt zurück. Manche wollen einfach nur mal etwas anderes sehen, sich ausprobieren. Bei wieder anderen klappt es womöglich nicht, dass wir außerhalb der Werkstatt einen Arbeitsplatz für sie finden. Oder wir versuchen, einen solchen über das Budget für Arbeit zu realisieren. Das ist eine Förderung über den Kostenträger, durch die wir ebenfalls einen sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplatz realisieren können. Der Beschäftigte wird dann weiter begleitet, entweder durch die Werkstatt oder den Integrationsfachdienst.

Ob Ausbildung, ausgelagerter Arbeitsplatz, Übergang auf den Ersten Arbeitsmarkt oder Rückkehr in die Werkstatt – es gibt viele Möglichkeiten! So kenne ich einen Mann, der

bereits zu Zeiten der Ordensschwestern auf dem Gelände des Johannesbergs wohnte. Anschließend war er über zwanzig Jahre in der Werkstatt und arbeitete nie außerhalb. Eines Tages kam er zu mir und sagte: »Ich möchte gern im Tierpark Germendorf ein Praktikum machen.« Er hatte eine starke kognitive Einschränkung, aber wir gingen es einfach an. Schließlich stellte sich heraus, dass ihn der Betreiber des nahe gelegenen Tierparks noch aus Kindheitstagen kannte. Die Vermittlung klappte – und zwar so gut, dass wir inzwischen auch für ihn einen ausgelagerten Arbeitsplatz einrichteten.

Ein Praktikum mit all seinen möglichen Folgen ist also längst nicht nur am Anfang der Werkstattzeit möglich. Es kann auch mittendrin passieren, nach zwanzig und mehr Jahren, dass jemand draußen etwas findet. Gerade, wenn ein Beschäftigter schon sehr lange in der Werkstatt ist, entsteht daraus meist nur ein ausgelagerter und kein sozialversicherungspflichtiger Arbeitsplatz – wobei auch Letzteres möglich ist: Ein Beschäftigter hat vierzehn Jahre lang bei uns im Gartenbereich gearbeitet und fängt jetzt über das Budget für Arbeit als Hausmeisterhelfer in einer Schule an, auf einer sozialversicherungspflichtigen Stelle!

Dem Gruppenleiter und den anderen Beschäftigten, die jemanden schon lange aus der Werkstatt kennen, fällt es mitunter schwer, sie oder ihn gehen zu lassen. Ich lerne die Leute ja meist neu kennen. Ich freue mich für jeden, der es wirklich auf den Ersten Arbeitsmarkt schafft.

Die Leute auf den ausgelagerten Arbeitsplätzen bleiben Werkstattbeschäftigte und als solche in unserer Begleitung. Ich glaube, im Bundesdurchschnitt wechseln zwei Prozent Werkstattbeschäftigte im Laufe der Zeit auf den Ersten Arbeitsmarkt. Das Budget für Arbeit soll diese Zahlen möglichst erhöhen, was allerdings nicht so einfach ist, weil das Ganze ein ziemlich bürokratisches Instrumentarium ist. Die Anträge sind schwierig, die Bewilligung dauert einige Zeit, und die Zahlen sind dann leider doch zu gering. Aber wie auch immer: Ich freue mich über jeden Erfolg, den wir gemeinsam erzielen.

links Jobcoach Alexander Pläp im Gespräch mit einem Beschäftigten an einem Außenarbeitsplatz

Zwischenruf

Vanessa Emmerich

Die Werkstatt ist für mich natürlich nicht nur der Arbeitsplatz, sondern ich kann hier einfach sein, wie ich bin – und es ist für alle in Ordnung. Außerhalb ist es schwieriger, anerkannt zu werden.

Außer der Arbeit sind mir die Freundschaft und der Kontakt zu den anderen wirklich sehr wichtig. Die Arbeitskultur ist ebenfalls wichtig, ohne sie ist es nicht gut. Ohne etwas zu tun zu haben, einfach nur hier herumzusitzen, das will ich auch nicht.

Ich freue mich aber auf mein neues Praktikum, wenn ich wieder eins machen kann. Vielleicht werde ich da sogar genommen, und es wird ein Außenarbeitsplatz!

NEW YORK

Zwischenruf

Uta Dombrowski

Insgesamt arbeitete ich von 2001 bis 2020 in der Wäscherei. Das sind 19 Jahre! Dann kamen die Umstrukturierung und die Einführung des neuen Bereichs Interne Dienste. Dafür interessierte ich mich, und ich fasste den Mut, zu fragen, ob ich bei den Internen Diensten ein Praktikum machen könnte. So ist das manchmal.

Ich fühle mich sehr wohl hier und bin stolz auf mich, dass ich letztes Jahr die Initiative ergriffen habe, nach fast zwanzig Jahren einfach mal den Bereich zu wechseln.

Wow, hier passiert was!

Manuela Schreiter-Giebel

Ich bin ein Kind der DDR und komme, was mein Arbeitsleben betrifft, aus einer ganz anderen Ecke. Zunächst erlernte ich meinen Traumberuf: Süßwarenfacharbeiterin, Spezialisierung Kakaowaren. Ich war schon immer eine große Schokoladenliebhaberin gewesen, also passte das wunderbar. Zwölf Jahre arbeitete ich in diesem Beruf. Dann kam die Wende, der Betrieb wurde abgewickelt, und ich ließ mich zur Hotelfachfrau, Bereich Housekeeping, umschulen. Das Hotel Stadt Berlin am Alexanderplatz wurde mein neuer Arbeitgeber.

Anfangs fand ich den Beruf sehr interessant, aber er wurde nie ganz meins. Als Hotelfachfrau musst du immer gestylt und auf Show getrimmt auftreten, das fand ich nicht so gut.

1997 zog meine Familie nach Oranienburg. Wir hatten hier ein Haus gekauft, und meine Kinder kamen auf eine neue Schule. Da fand ich es gut, wenn ich erst mal zu Hause bleibe. Ich kündigte und meldete mich arbeitslos. Bei meinem Besuch auf dem Arbeitsamt wurde ich auf eine ABM-Stelle im Caritas-Wohnen aufmerksam. Klingt prima, sagte ich

mir und stellte mich dort vor. Herr Stehr, Gesamtleiter vom St. Johannesberg, führte das Gespräch mit mir. Es stellte sich heraus, dass ich im Schichtdienst und an den Wochenenden hätte arbeiten müssen. Das kam für mich leider nicht infrage. Ich lehnte ab.

Am nächsten Tag rief mich Herr Stehr an und fragte mich, ob ich als ABM-Kraft in der neuen Werkstatt arbeiten wolle: Fünftagewoche, jeweils acht Stunden als »Mädchen für alles«. Ich sagte zu, so kam ich in die Werkstatt.

Zum Ende der ABM-Zeit fragte mich der Werkstattleiter Herr Böhnke, ob ich mir vorstellen könnte, weiterhin in der Werkstatt für behinderte Menschen zu arbeiten. Ich war einverstanden und bekam einen richtigen Arbeitsvertrag. Am 1. Oktober 1999 war mein erster Arbeitstag.

Ich fing im Berufsbildungsbereich an, der sich damals noch Arbeitstraining nannte. Etwa drei Monate später sollte ich mit einer älteren Kollegin tauschen und für sie in einen Arbeitsbereich wechseln. Das versuchten wir vierzehn Tage lang, um schließlich festzustellen: Nein, das ist es nicht!

Den Umgang mit den jungen, teils »wilden« Beschäftigten fand ich viel spannender als die Hauswirtschaftsgruppe aus dem Arbeitsbereich. Dort waren die älteren Damen – für mich ein paar Takte zu ruhig. Auch meine Kollegin wollte lieber wieder zurück in ihre Arbeitsgruppe. Also lagen wir beide unserem Werkstattleiter und Herrn Lau, damals noch Fachdienstleiter, in den Ohren, das bitte wieder zu ändern. Es klappte, seither bin ich fest im Berufsbildungsbereich angestellt.

Zunächst arbeitete ich zwei, drei Jahre als ungelernte Kraft. Dann legte ich, wie viele unserer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, eine sonderpädagogische Zusatzqualifikation ab. Mit dem erfolgreichen Abschluss des Lehrgangs war meine Ausbildung natürlich nicht beendet; wir werden zudem regelmäßig geschult und ausgebildet, aber das ist natürlich nicht alles!

Man kann vieles studieren, das heißt aber noch lange nicht, dass man es auch vermag, das Gelernte umzusetzen. Man muss es mit Leben und Erfahrung füllen, und die gewinne ich hier an jedem Arbeitstag, zusammen mit unseren Beschäftigten!

Einmal sollte ein Psychologe vor Ort ein Gutachten über einen Beschäftigten anfertigen. Dieser wollte nun, dass ich mit dabei bin, und der Psychologe hatte nichts dagegen. Im anschließenden Gespräch erzählte ich dem Mann über meine Erfahrungen mit dem jungen Menschen, um den es hier ging.

»Was Sie so alles mitbekommen«, sagte dieser erstaunt.

»Wissen Sie«, erwiderte ich, »wir haben die Leute acht Stunden am Tag, fünf Tage die Woche, da lernt man einen Menschen in allen möglichen Situationen kennen.«

Wenn die Leute neu zu uns kommen, sind viele von ihnen zunächst noch recht kindlich. Es ist toll mitzuerleben, wie sie sich nach und nach entwickeln und ein Stück erwachsener werden. Manche haben Eltern, die uns vor allem darlegen, was ihr Kind alles nicht kann aufgrund seiner Behinderung. Und dann merkst du in der täglichen Arbeit, wie sich dieser Mensch entwickelt, wenn er ein bisschen abgenabelt ist von den Eltern und vom gewohnten Umfeld. Das mitzuerleben, ist immer wieder aufs Neue aufregend.

Nach fünfzehn Jahren in der Hauptwerkstatt kümmere ich mich seit 2015 am Heidering bei Faktor C um psychisch erkrankte Menschen. Das ist ebenfalls sehr spannend. Als ich in den Heidering wechselte, hatte ich zunächst wieder keine Ahnung von der Materie. Klar, ich hatte schon von psychischen Erkrankungen gehört, aber das war's auch schon. Man unterhält sich hin und wieder darüber, aber das ersetzt natürlich nicht die fachliche Auseinandersetzung mit dem Thema.

Vor zwei Jahren fand in unserer Werkstatt eine Fortbildungsreihe statt, die nannte sich »Irre verständlich«. Die Fortbildung ging über mehrere Tage und war äußerst interessant. Ich lernte viel dazu. Außerdem habe ich seit Oktober 2020 – Gott sei Dank – eine Kollegin an meiner Seite, die vom Fach ist. Sie hat vorher in der Tagesklinik in Oranienburg gearbeitet und bringt sehr viel Erfahrung mit. Es ist schon toll, wenn sie mich mit ihrem Fachwissen unterstützt. Früher tat ich mich besonders mit Borderline-Erkrankten schwer. Ich fand nicht den richtigen Zugang zu ihnen, doch mit der fachkundigen Unterstützung meiner Kollegin gelingt es mir mittlerweile ganz gut.

Ob geistig behindert, psychisch erkrankt oder scheinbar normal, erlebe ich in der Werkstatt vor allem dies: Jeder Mensch ist anders, und zusammen können wir vieles

erarbeiten. Wenn ich miterlebe, wie jemand es schafft, dass es ein Stückchen weitergeht in seinem Leben, ist das ein verdammt gutes Gefühl.

Viele psychisch erkrankte Menschen kommen direkt aus dem Berufsleben zu uns. Manche stehen bereits kurz vorm Rentenalter und wollen nicht mehr auf den Ersten Arbeitsmarkt zurück. Sie wollen endlich wieder zur Gesellschaft dazugehören, aber nicht mehr diesem Druck ausgesetzt sein, der sie einst krank gemacht hat.

Dann gibt es viele jüngere Menschen, die irgendwann eine Lehre angefangen und abgebrochen haben, weil sie sich überfordert gefühlt haben. Hier einen Neustart zu finden, ist oft schwierig. Wir haben einen großen Prozentsatz bei den Beschäftigten, die gern (wieder) auf den Ersten Arbeitsmarkt wollen, aber dafür sind zwei Jahre im Berufsbildungsbereich verdammt wenig. Traurig, aber wahr: Wir können nicht jeden zum glücklichen Arbeitnehmer oder zur glücklichen Arbeitnehmerin auf dem Arbeitsmarkt machen. Dennoch ist es unser Ziel, dass diese Menschen wieder ins Berufsleben zurückfinden. Zuerst zählt der Wunsch des oder der Beschäftigten. Ihn zu erfüllen, daran arbeiten wir gemeinsam!

Neben hoch motivierten jungen Menschen, die alles Mögliche werden wollen, sagen sich andere wiederum: »Ich kann hier noch ein bisschen sitzenbleiben. Eigentlich ist es ganz schön so, und Mutti kümmert sich ja um mich. Wird jemand zu nett behütet, ist es mitunter schwierig für denjenigen, für sich selbst sorgen zu wollen. Kommt zu dieser Prägung noch eine psychische Erkrankung hinzu, verspürt derjenige vielleicht noch weniger Antrieb.

Im großen Ganzen wäre es schön, wenn diejenigen, die aus dem Arbeitsleben kommen und dorthin zurückwollen, das am Ende auch schaffen. Nicht jedem gelingt es, denn der Weg ist weiter als man denkt. Es gehört zu unserer Arbeit, dass wir viele der psychisch erkrankten Menschen erst mal stabilisieren.

Morgens erscheine ich zumeist als Erste im Heidering. Ich ziehe überall die Rollläden hoch, schalte gegebenenfalls das Licht an, koche Kaffee und lüfte komplett durch. Trudeln die Beschäftigten ein, sollen sie erst mal einen Hauch Wohlbefinden tanken. Käme der Erste hier im Dunkeln bei runtergelassenen Jalousien an, wäre das nicht gerade motivierend für ihn am beginnenden Tag. Deshalb versuche ich, es in der Werkstatt morgens

immer schon ein bisschen gemütlich zu machen. Ein bisschen Kaffeeduft und dazu angenehmes Licht können Wunder wirken.

Momentan haben wir coronabedingte Einlasskontrollen. Das heißt, dass wir jeden Beschäftigten und jede Beschäftigte in Empfang nehmen und nach seinem oder ihrem Befinden befragen. Wenn ich Aufsicht habe, dann gewinne ich dabei gleich einen ersten Eindruck davon, wie sich unsere Leute fühlen. Gerade bei psychisch Erkrankten ist die Stimmung, die sie mitbringen, äußerst wichtig für den weiteren Tagesablauf. Dieser ist natürlich im Groben gegeben – wir haben eine Aufgabe, die wir abarbeiten wollen. Es kann aber sein, dass Person X die ganze Nacht nicht geschlafen hat und gar nicht in der Lage dazu ist. Person Y ist momentan schlecht gelaunt oder depressiv, auch das ist nicht so einfach.

Ich muss also erst mal schauen: Wie kommen die Leute hier an? Dann erst kann ich den Tag strukturieren. Ist Person X oder Y also nicht in der Lage, in unserem Tagesprogramm mitzuarbeiten, muss ich kurz hinterfragen: Womit kann ich ihr den Tag versüßen, damit er überhaupt anläuft? Da heißt es dann zum Beispiel: ein Mandala ausmalen, Musik hören oder in einem extra Raum am PC arbeiten. Das alles muss ich schnell organisieren, damit es funktioniert und jeder seine Aufgabe hat. Denn nichts ist schlimmer, als dass die Leute rumsitzen und womöglich über ihre Krankheit grübeln.

Im Grunde kann ich mich nie darauf verlassen, dass der Tag so abläuft, wie ich ihn am Vortag geplant habe. Grob geschätzt, sage ich: Zu achtzig Prozent funktioniert das nicht. Außerdem wird der schönste Plan für gewöhnlich mehrmals am Tag wieder umgeworfen. Zwischendurch kann stets irgendwas passieren. Wenn ein Beschäftigter sagt: »Ich will das nicht! Ich gehe jetzt raus, eine rauchen«, verzögert sich der Ablauf. Wird jemand aggressiv, muss ich darauf einwirken, damit alles wieder friedlich zugeht, denn die anderen sind dann ja auch aufgeregt.

Im Berufsbildungsbereich Campus Q mit vorwiegend geistig behinderten Menschen hatte ich zumeist einen Plan, eine feste Struktur. Hier bei den psychisch Erkrankten dagegen erweist sich vieles als deutlich unstrukturierter. Wichtig ist, dass die Leute sich wohlfühlen, dass sie gefördert werden, Spaß an der Arbeit haben und am nächsten Tag gern wiederkommen.

Ich finde, im Berufsbildungsbereich ist es generell wichtig, dass die Leute zunächst einfach ankommen, dass sie Vertrauen wiederfinden, soziale Kontakte knüpfen können. Oft haben sie Probleme damit, in größeren Gruppen zu sitzen, sich zu unterhalten, ja, überhaupt morgens pünktlich zu erscheinen. Es sind ganz simple, einfache Dinge, an denen wir hier in der Werkstatt arbeiten. Wenn es gelingt, finden die Beschäftigten nach den zwei Jahren bei uns einen Platz, an dem sie sich wohlfühlen, entweder bei uns in der Werkstatt im Arbeitsbereich oder außerhalb. In den seltensten Fällen schafft es jemand direkt auf den Ersten Arbeitsmarkt.

Ich denke da zum Beispiel an René, der in einer Computerfirma gearbeitet hat und erkrankt ist. Ich brachte ihn mit unserem internen EDV-Administrator zusammen. Das lief super, und unser Jobcoach Herr Pläp fand eine Firma, die René für ein Praktikum aufnahm. Dort arbeitet er noch heute – mittlerweile das dritte Jahr auf dem Ersten Arbeitsmarkt, aber noch immer unter unserem Dach. Jetzt frage ich mich: Warum übernimmt ihn der Arbeitgeber nicht, damit dieser junge Mensch sein Geld verdienen und sich selbst finanzieren kann? Dass dieser Schritt noch nicht vollzogen ist, grämt mich ein bisschen. Die Chance, auf dem Ersten Arbeitsmarkt zu verbleiben, ohne dass dabei eine Förderung ins Spiel kommt, ist wirklich recht klein.

Das finde ich schade, aber ich habe gelernt, mich von Dingen abzugrenzen, die ich nicht beeinflussen kann. Das frisst einen sonst auf. Wenn man sich um alles kümmern und jeden retten möchte, geht man am Ende selbst daran kaputt.

Unser Bereich nennt sich Berufsbildung, wobei ich schon seit einigen Jahren gern eine andere Bezeichnung dafür hätte. Ich habe das Gefühl, dass dieser Name erwachsene Menschen mitunter abschreckt. Viele kommen aus einem Beruf, sind erfahren, und dann sollen sie in die berufliche Bildung? Das klingt einfach seltsam. Momentan erarbeiten wir ein neues Konzept für Faktor C, das besser passt.

Arbeitsbereich und Berufsbildungsbereich werden sich weiter modernisieren und stärker aufeinander aufbauen – und wir Gruppenleitungen werden als ein Team zusammenarbeiten. Das wird spannend. Wenn wir es hinbekommen, entsteht aus diesem Zusammenschluss heraus ein höchst interessanter Mix aus Qualifizierung und beruflicher Tätigkeit. Das ist eben das Tolle: Es entwickelt sich ständig irgendwas in dieser Werkstatt!

Wenn ich mir ansehe, wie wir uns seit dem Arbeitstraining bis hin zum jetzigen Berufsbildungsbereich am Campus Q entwickelt haben – das sind Meilensteine unserer Werkstattgeschichte! Ich hoffe sehr, dass ich hier bis zur Rente noch einiges bewegen und erreichen kann.

Über zwanzig Jahre bin ich jetzt schon in der Werkstatt, aber mein erstes Erlebnis mit einer Beschäftigten werde ich wohl nie vergessen: Ich stehe im Speisesaal, eine Frau kommt auf mich zugerannt, kniet sich hin und beißt mir in den Oberschenkel. Ich befand mich irgendwo zwischen Schock und Verwunderung, und schließlich sagte ich mir: Wow, hier passiert ja richtig was!

Was mich jedoch besonders bewog, hierzubleiben und in einem für mich völlig fremden Beruf zu arbeiten, war ein anderer Moment. Als ich erstmals das Gebäude der Hauptwerkstatt betrat, befand es sich noch im Rohbau. Ich lief durch die Gänge, guckte mir die Leute an, und mich überkam das Gefühl: Ja, das ist es! Das funktionierte so ähnlich wie zuvor, als mein Mann und ich das richtige Haus für uns gefunden hatten. Du guckst dir einige Häuser an, siehst das eine und das andere und denkst: Na ja, eigentlich ganz schön, aber da fehlt was. Das Bauchgefühl! Und dann, ganz plötzlich, ist es da, das Haus, das dein Zuhause wird. Eben dieses Bauchgefühl stellte sich bei mir ein, als ich das erste Mal durch den Rohbau der Hauptwerkstatt lief. Ich dachte: Wow, hier kann ich eine

links Manuela Schreiter-Giebel, Gruppenleiterin im Berufsbildungsbereich Faktor C

Menge bewirken. Hier kann ich helfen, Dinge auf den Weg zu bringen und lauter interessante Möglichkeiten entdecken.

In der Tat gibt es wohl nicht viele Arbeitsstellen, bei denen man sich so frei entfalten kann wie bei uns in der Werkstatt. Das alles verriet mir damals eben dieses Bauchgefühl, obwohl ich noch keinen blassen Schimmer davon hatte, was da alles auf mich zukommen sollte. Mein erster Eindruck hat mich nicht getrogen. Im Gegenteil, das Ganze wuchs immer weiter. Es ist so wie mit dem eigenen Haus, das man ausbaut und dabei immer mehr liebgewinnt.

Es würde mir nicht in den Sinn kommen, irgendwo anders arbeiten zu wollen. Wenn überhaupt, dann vielleicht an einem anderen Platz innerhalb der Werkstatt. Als ich vor fünf Jahren zu Faktor C wechselte, dachte ich mindestens fünf, sechs Mal: Das will ich eigentlich nicht, das ist mir zu anstrengend. Letztendlich ist es toll, was sich für mich daraus entwickelt hat. Und genau das ist es: Alles entwickelt sich weiter, sonst wäre es schnell langweilig.

Ich finde es immer spannend, wenn nach langer Zeit ein alter Bekannter aus der Hauptwerkstatt hier in die Zweigwerkstatt wechselt, zum Beispiel in den Arbeitsbereich Demontage. Neulich trat mir jemand, den ich vor achtzehn Jahren in der Hauptwerkstatt im Berufsbildungsbereich unter meinen Fittichen gehabt hatte, auf einmal als erwachsener Mann entgegen. Hups, dachte ich, der kam doch gerade eben noch frisch aus der Schule, der war doch noch so klein! Und nun kam er freudestrahlend an und sagte: »Ach, Frau Giebel, schön, dich zu sehen!«

Die hier einst als Schüler und Schülerinnen anfingen mit ihren siebzehn, achtzehn Jahren, sind mittlerweile erwachsene Menschen. Manche haben Kinder bekommen, das ist schon toll! Dass auch ich älter werde, merke ich entweder an den eigenen Kindern oder eben an den Beschäftigten, die ich einst als Jugendliche betreut habe und die mich noch unverheiratet ohne Doppelnamen kennen. Viele von ihnen waren mit ihren achtzehn Jahren kindlicher als ein Durchschnitts-Achtzehnjähriger. Wenn dann einer meiner einstigen Schützlinge plötzlich mit dem Gabelstapler an mir vorbeifährt, denke ich: Schau an, wie cool, der Kleine fährt jetzt Gabelstapler!

Zwischenruf

Lara Bengs

Es gefällt mir hier. Nur immer zu Hause zu sein, wäre ja langweilig. Hier gibt es was zu tun. Ich kann mir vorstellen, dass die Werkstatt noch nicht alles ist, sondern ein Sprungbrett für eine richtige Ausbildung, für einen Ausbildungsgang außerhalb der Werkstatt. Ich bin ja noch jung.